

## Äolsharfen auf Hohenbaden

Unzählige Reiseführer, Stadtbeschreibungen, Memoiren und Tagebücher rühmen die Stadt Baden-Baden, ihre Bäder und Kuranlagen, das Alte Schloß, den Fremersberg, Lichtental und die Wasserfälle von Geroldsau. Unter den Kurgästen und Touristen waren stets auch Poeten, Erzähler, Reiseschriftsteller, die ihre – zumeist angenehmen (von Mark Twain einmal abgesehen) – Eindrücke und Erinnerungen festhielten. Was sie niederschrieben, ist in Anthologien gesammelt und zusammengestellt worden.

Ein heute vergessener Erzähltext ist in keiner dieser Anthologien auf die Schönheiten Baden-Badens zu finden. Er stammt aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und trägt den Titel „Schloß Hohenbaden“. Es ist eine einfühlsame Prosaskizze, welche den Streifzug eines Eigenbrötlers mit seinem Hund zur hochgelegenen Ruine beschreibt, während eine Wetterfront vom Rhein her aufzieht. Er findet gerade noch Zeit, sich vor dem Regenschauer in eine Nische der Burgwand zu flüchten. Dort macht er es sich bequem und schläft ungewollt ein.

*Da ward dem Träumenden plötzlich, als sei die Burg wieder zu neuem Leben erwacht. Er hörte deutlich, wie ein Harfenspiel erklang und erblickte dann auch den Sänger, der sie schlug, und gewahrte die Ritter, die mit liebessehnennden Damen da im großen Burgsaal dem greisen Sänger lauschten.*

*Und nach einiger Zeit hin wiederum hörte er, wie die frohen Töne in ein leises Wimmern übergingen; und er erblickte das Innere des Verließes, darin ein Ritter schmachtete, der das Zeichen der Rose im Siegelring trug, weil drüben auf Eberstein sein junges Weib seit Wochen vergebens von früh bis in die Nacht seine Rückkehr erspähte. Und als der im Verließ da drinnen ihn erblickte, streckte er ihm die Hand entgegen; und die fühlte sich so kalt an und so*

*feucht, dass ich plötzlich aufwachte und lachend wahrnahm, dass mein Hund, dem es offenbar langweilig geworden war, seine kalte Schnauze an meiner Hand rieb, um mich zum Mitgehen zu bewegen. Und wie ich dann in die Höhe blickte, da merkte ich auch, woher die Töne gekommen waren; da oben in den ausgehöhlten Fenstern standen zwei Aeolsharfen. In der einen zunächst hatte sich eine Windsbraut verfangen und, suchend nach Freiheit, an den Saiten getastet; und das hatte geklungen wie Lautenspiel. Bald hatte sich wohl auch in die zweite eine andere verfangen; und die beiden Windsschwestern hatten dann an den Saiten gezerrt . . . Als der Wind sich dann gelegt hatte und nur noch leise Nachwirkungen die Saiten ausklingen ließen, da hatte es sich angehört wie das Wimmern des Ebersteiners.*

Die gefällig erzählte (hier gekürzte) Skizze einer Naturszenarie, deren neuromantische Züge unverkennbar sind. Die Burgruine Hohenbaden erweckt Vorstellungen mittelalterlichen Ritterlebens mit seinen Standardfiguren, dem greisen Sänger mit der Harfe und dem schmachtenden Ritter im Burgverließ. Im Wandelgang der Trinkhalle von Baden-Baden sind ähnliche Szenen dargestellt.

Der Autor gehört zu jenen badischen Autoren, die nach dem Ersten Weltkrieg, in einer Epoche stürmischer literarischer Entwicklungen, in Vergessenheit geraten sind. Es ist der aus Gernsbach gebürtige Walter Neter (1878–1956), Verfasser von Romanen und eines weit ausholenden philosophischen Werkes. Über ihn sind in den Literaturgeschichten, wenn er überhaupt erwähnt wird, nur dürftige Informationen zu finden.<sup>1</sup> Er war vor dem ersten Weltkrieg, ab 1913, Syndikus der Zigarettenfabrik Batschari in Baden-Baden. Aus dieser Zeit stammt der Text. Er erschien mitten im ersten

Weltkrieg in dem Band „Geigenkasten“, den ein Konstanzer Verlag 1917 herausgab.<sup>2</sup>

Neters Erzählung brachte mich auf eine Spur, die zurückzuverfolgen sich lohnt. Denn: so phantasiegesättigt die Visionen vom Rittersleben und vom Kampf der Naturmächte sind, die Äolsharfen waren real: Äolsharfen waren an der Außenmauer des Rittersaales der Ruine Hohenbaden tatsächlich angebracht.

Man kann angeben, wann und in welchem Zusammenhang diese Instrumente montiert wurden – davon gleich –, doch bleibt ungewiß, wie lange sie getönt haben, wann sie abmontiert worden sind. Neters Erzählung von 1917 scheint eines der spätesten Zeugnisse ihrer Existenz zu sein.

In den Reiseführern des frühen 19. Jahrhunderts sind zwar in den Kapiteln über die Burg Hohenbaden schon jene romantischen Stimmungstöne angeschlagen, die in der Erzählung von Walter Neter aufklingen, doch von Äolsharfen ist noch keine Rede. Weder Aloys Schreiber: Baden im Großherzogtum mit seinen Heilquellen und Umgebungen (Karlsruhe und Baden 1824), noch Wilhelm von Chezy: Rundgemälde von Baden-Baden, seinen nähern und ferneren Umgebungen (Karlsruhe 1839) erwähnen Äolsharfen. Auf diese stößt man erst in einem späteren Reiseführer mit dem Titel „Die Burgen und Schlösser in der Umgebung der Stadt Baden-Baden“ (Baden-Baden 1884) von J. Naeher. Da heißt es:<sup>3</sup>

*Jetzt sind in einigen Fensternischen des Rittersaales Äolsharfen angebracht, deren melancholische Töne die hier herrschende Stille versüßen und unser Gemüth in eine feierliche der Oertlichkeit entsprechende Stimmung zu versetzen suchen.*

Die Äolsharfe wird als Stimmungsstimulanz für die seltenen Besucher der Stätte aufgefasst. Stille, Einsamkeit und Melancholie sind auch noch am Ende des 19. Jahrhunderts die Stichworte für romantische Empfindungen. In Führern des 20. Jahrhunderts waren keine Hinweise mehr auf die Äolsharfen auf Hohenbaden zu finden.

Einen wichtigen Hinweis, wann und aus welchem Anlaß diese Harfen in das Alte Schloß gelangt sind, gibt Heinrich Berl in seinem Band „Baden-Baden im Zeitalter der Romantik“ (Baden-Baden 1936).<sup>4</sup>

*Auf dem Turm der Weibertreu hatte Justinus Kerner Äolsharfen anbringen lassen. An ihren Klängen hatte nicht nur er sich für die Geisterschau – begeistert, auch Tausende von Besuchern hatten sie schon vernommen.*

*Dazu zählte auch gewiß ein Herr von B., denn als er vernahm, dass der Dichter Justinus Kerner im Sommer des Jahres 1851 nach Baden-Baden kommen werde, da ließ er es sich nicht nehmen, zum festlichen Empfang auf den Ruinen des Alten Schlosses – Äolsharfen anbringen zu lassen . . .*

Als Quelle für diese Aussage gab Berl einen nicht näher bezeichneten Zeitungsartikel an. Ich fand ihn im Badener „Badeblatt“ vom 1. Juli 1851. Dabei stellte sich heraus, dass der ansonsten wohl informierte und sachkundige Heinrich Berl nicht ganz genau gelesen hatte: der Stifter der Harfen war ein „Herr von L.“ nicht ein „Herr von B.“ Man liest hier:

*„Ein Gast, den wir seit Jahren immer mit Freuden willkommen heißen; befindet sich auch jetzt wieder hier seit einigen Tagen, der freundliche Sänger aus Weinsberg, Justinus Kerner. Dieses mal wird seine Anwesenheit zu einer kleinen Festlichkeit benützt werden, um auf den Ruinen unseres alten Schlosses einige Äolsharfen aufzustellen, an deren melodischen Klänge Justinus Kerner auch in seiner Heimat sich zu ergötzen gewohnt ist. Schon in früheren Jahren hatten unsere Schlossruinen sich eine solche Zierde von Windsharfen, die aber längst den Unbilden von Sturm und Wetter zum Raube geworden, zum großen Leidwesen vieler von den zahlreichen Besuchern von Hohenbaden, die in früheren Zeiten oftmals mit scheuem Behagen den zauberischen Klängen gelauscht, die das Wehen des Abendwindes dem unsichtbaren Saitenspiel entlockt. Ein sich lange hier verweilender Fremder, Herr v. L., hat auf seine Kosten wieder einige Äolsharfen ankaufen lassen, um sie dort aufzustellen, und will mit eben so viel sinnigem Gefühl als richtigem Takt die Anwesenheit Justinus Kerners hierzu benützen, eine Aufmerksamkeit, die dem gefeierten Dichter aus dem segensreichen Schwaben nur schmeichelhaft sein kann.“<sup>5</sup>*

Die Empfindungen, welche durch diese Windinstrumente ausgelöst wurden, waren offenbar doch sehr verschiedener Natur. Der

unbekannte Schreiber dieses Artikels im Badeblatt spricht von „scheuem Behagen“, welche die „zauberischen Klänge“ auslösten. Das kommt dem „melancholischen Tönen“ bei J. Naeyer nahe. Heinrich Berl gar spricht von der „Beschwörung der Geisterwelt“ durch Äolsharfen.

So stellt sich die Frage: Was hat es mit Äolsharfen auf sich? Das Technische vorweg.<sup>6</sup> Die Äols- oder Windharfe besteht aus einem hölzernen Kasten, an den ein Resonanzboden angebracht ist, und einer einzigen oder mehreren Saiten, die in den Rahmen eingespannt sind und die der Wind zum Tönen bringen kann. Die Antike kannte sie schon, doch wird ihre Erfindung meistens dem Jesuiten und Universalgelehrten Athanasius Kircher (1602–1680) zugeschrieben. Als Professor unter anderem für Mathematik und Physik in Rom experimentierte Kircher mit allerhand akustischen Instrumenten und Hörapparaten.<sup>7</sup>

Im 18. und 19. Jahrhundert wurde das Instrument weiterentwickelt und vielfach variiert, so dass zum Beispiel auch Nebentöne und Oktavschwingungen zum Erklingen kommen konnten. Solche Windharfen wurden an Orten untergebracht, an denen ein Luftstrom durchzog, mit Vorliebe in Fensteröffnungen.

Doch erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam die Äolsharfe so recht in Mode. Sie war eines der Begleitelemente der zu dieser Zeit aufkommenden Begeisterung für das mittelalterliche Ritterwesen und für Burgruinen. So ist es kein Zufall, dass aus der Zeit der Wende zum 19. Jahrhundert die frühesten Zeugnisse für eine serienmäßige Herstellung solcher Harfen aufzuspüren sind. Es war Robert Bloomfield (1766–1823), Schriftsteller und Autor eines *Versepos*, der in London eine Werkstatt für Äolsharfen betrieb.<sup>8</sup> Burgruinen sind der eigentliche Ort für sie bestimmte. Die Vorliebe für ihren als melancholisch empfundenen Klang ging Hand in Hand mit neuen Formen der Dichtung, mit den aus Spanien kommenden Romanzen, in denen Heldentaten christlicher Ritter der Frühzeit besungen werden, aber auch mit Ritter-schauspielen, die der versunkenen mittelalterlichen Welt nachtrauerten.

Die deutschen Romantiker am Beginn des 19. Jahrhunderts verstärkten diesen Hang. Auch erschienen in dieser Zeit die ersten Schrif-



*Windharfe des Künstlers Oppermann im Alten Schloß, aufgenommen am 17. Nov. 1999 – Signatur F1/179*

ten auf dem Buchmarkt, die sich speziell mit diesem Instrument befassten.<sup>9</sup> Auch in Taschenkalendern, in Musenalmanachen und eleganten Zeitschriften wurde der Zauber des Klangs der Windharfe gerühmt.

Wo Justinus Kerner Äolsharfen kennen gelernt hat, lässt sich wohl nicht mehr feststellen. Verbrüht ist, dass er 1827 in Weinsberg einen an seinen Garten anstoßenden Turm der alten Stadtbefestigung von Weinsberg kaufte und dort später, wohl in einer Fensternische, eine Äolsharfe anbringen ließ.<sup>10</sup> Auch diese Harfe ist ohne die besondere Aura, die diesen Turm umgab, nicht zu denken. Es ist der aus der Literatur um Kerner bekannte „Geisterturm“.

Kerner führte dort chemische Experimente durch und beschwor dort – nach dem Zeugnis von Gustav Schwab – auch Geister. Im Briefwechsel Kerners ist von der Harfe im Geisterturm gelegentlich die Rede. So schrieb Anton Schurz, der Schwager von Nikolaus Lenau und Freund Kerners, in einem Brief 1850 and diesen:<sup>11</sup>

*Wie gern wäre ich einmal in Weinsberg, in Ihrem Gartenhause und Ihrem Weibertreuturm gewesen, wo Niembsch (Lenau W. E. Sch.) so oft geigte und dichtete! Da müssten Sie mir auch wieder einmal Ihre allerliebsten, melancholischen Maultrommeln ertönen lassen. Die diesen von Ihnen entlockten verschwebenden Klänge kamen mir vor wie die seligen Töne abgeschiedener Geister. – Und eine Windharfe habe ich auch noch nicht gehört. O, ich Ärmster! – Da würden wir ihr Kristallglas noch einmal füllen und nicht auf die Lebendigen, sondern die Toten leeren . . .*

Das Tönen der Äolsharfen stellt die Verbindung her von den Lebenden zu den Toten. Die „Geisterwelt“ offenbart sich durch Äolsharfen. Nun muß man freilich wissen, dass Justinus Kerner es liebte, seine Gäste in seinem Anwesen in Weinsberg zu erschrecken; genauer: ihnen zuerst einen Schauer einzujagen, um sie dann mit polterndem Gelächter wieder in die nüchtern gesehene Alltagswelt zu stürzen. Das beste Zeugnis für dieses Gesellschaftsspiel – wenn man es verharmlosend so nennen will – ist jenes undatierte Gedichtmanuskript, in dem Kerner in die Rolle eines seiner scheuenden Besucher schlüpft:<sup>12</sup>

*Nach Weinsberg zum Kerner  
Do geh i halt net  
Dort koh mer net rueha  
Vor Goister im Bett  
Vor Goister im Keller  
Vor Goister am Tisch  
Nein! Unter so Gesendel!  
Beyleib mi net misch!  
Jetzt hann es selbst gschauet:  
Daß der Kerner koin Goist,  
Hat Baka wia Trommla  
An Bauch, hu wie faist!  
Uns schreckt er mit Goister  
Mag's dorum nur seyn  
Daß er wohl möchte fressa  
Gern alles allein.*

So harmlos, wie es sie sich hier darstellt, war seine Beschwörung von Geistern freilich nicht.<sup>13</sup> Das beweisen seine Schriften zum Somnambulismus, zum Magnetismus und seine spiritistischen Praktiken wie seine Behandlungsversuche an Besessenen. Das „Hereinragen der Geisterwelt in unsere“ – wie es im Untertitel sei-

ner Schrift „Die Seherin von Prevorst“ (1827) heißt – beschäftigte ihn in den verschiedensten Varianten.

In einem seiner artistisch vollendetsten Gedichte wandte sich Kerner der Äolsharfe zu. Es ist das Sonett mit dem Titel „Der Grundton der Natur“. Er, der ansonsten den entspannteren Volksliedton bevorzugte, hat hier diffuse Empfindungen im Anblick der Natur in die strengste lyrische Form gebracht.<sup>14</sup>

#### *Der Grundton der Natur*

*Wenn der Wald im Winde rauscht,  
Blatt mit Blatt die Rede tauscht  
Möcht' ich gern die Blätter fragen:  
Tönt ihr Wonnen? Tönt ihr Klagen?*

*Springt der Waldbach Tal entlang  
Mit melodischem Gesang,  
Frag ich still in meinem Herzen:  
Singt er Wonne? Singt er Schmerzen?*

*Lausch der Äolsharfe nur!  
Schmerz ist Grundton der Natur;  
Schmerz des Waldes rauschend Singen,  
Schmerz – des Baches murmelnd Springen,  
Und am meist aus Menschen Scherz  
Tönt als Grundton Schmerz, nur Schmerz.*

Man darf die beiden letzten Verse auch als Replik auf jenes Dialektgedicht aus dem Nachlaß interpretieren. Jener Scherz ist nun wieder umgeschlagen in den ernstesten Sog der Geisterwelt. Einmal mehr trägt die Äolsharfe als Medium die Stimmen der Geister, der Naturgeister, in die Menschenwelt. In dreifacher anaphorischer Reihung und in einem zweifachen Schlussakkord wird dieser Grundton „Schmerz“ beschworen: Schmerz über die Gebundenheit an das Vergängliche, über die noch ausbleibende Erlösung dürfen wir hinzufügen.

So ist es keineswegs gewiß, ob jener ortsfremde Adlige, Herr von L., Justinus Kerner wirklich eine Freude machte, als er im Sommer 1851 die von ihm gestiftete Äolsharfe am Alten Schloß hoch über Baden-Baden montieren ließ. Baden-Baden war nicht Weinsberg. Auch auf den Verfasser jenes Artikels im „Badeblatt“ kann man sich nicht ohne weiteres verlassen, der meinte, es sei eine Aufmerksamkeit, „die dem gefeierten

Dichter aus dem segensreichen Schwaben nur schmeichelhaft sein kann“. Von der in seinem Artikel in Aussicht gestellten Festlichkeit zur Einweihung der Äolsharfen hat sich keine weitere Nachricht erhalten, weder im „Badeblatt“, noch im „Wochenblatt für die großherzogliche Stadt Baden“, noch in Briefen von Justinus Kerner. Fraglich, ob sie überhaupt stattgefunden hat.

Die Zeiten unbeschwerter Badekuren, erwartungsvoll ersehnter Begegnungen mit Bekannten und Freunden, so wie 1829, als Kerner auf Einladung von Varnhagen von Ense, seinem früheren Studienkameraden, zum ersten Mal nach Baden-Baden gekommen war, sie waren vorbei.<sup>15</sup> Schon in den Vierziger Jahren machte sich das unheilbare Augenleiden bemerkbar, das zur fast völligen Erblindung Kerners führte. Immer häufiger suchten ihn Depressionen heim. Er war schwierig geworden. Im Jahr, bevor er auf Hohenbaden geehrt werden sollte, 1850, gab er seine Stelle als Oberamtsarzt in Weinsberg auf und zog sich zurück. 1858, rund drei Jahre vor seinem Tod, kam er zum letzten Mal nach Baden-Baden. Man kann sicher sein, dass er auch dieses letzte Mal die stillen Winkel von Lichtental dem lauten Kurbetrieb mit seinen Vergnügungen vorzog.

Walter Neter hörte zu Beginn des vorigen Jahrhunderts jene Äolsharfen auf Hohenbaden noch einmal. Nicht mehr im Sinn von Kerner, als Klagestimme der Natur, vielmehr im trivialen Sinn der Neuromantik, als Signal für die Vision alter Burgen- und Ritterherrlichkeit.

Seit dem Jahr 1999 ragt in einer Fensternische von Hohenbaden wieder eine Äolsharfe empor. Nicht nur irgendeine, vielmehr die größte Europas, wie die Inschrift zu ihren Füßen ausweist. Der fast immer lebhafteste Zugwind lässt stets einige ihrer einhundertzwanzig Saiten ertönen. Sie gibt dem Burghof den geheimnisvoll singenden Klang jener Ritterwelt, von der Walter Neter träumte. Die Entdeckung dessen Erzählung führte zu einer Initiative, die vor allem von Bärbel Speck-Schifferer ausging, einer Designerin im nahe gelegenen Ebersteinburg, welche die Idee einer Erneuerung der Harfentradition auf Hohenbaden an die Oberbürgermeisterin, Frau Dr. Lang, herantrug. Frau Lang und die Stadtverwaltung billigten den Vorschlag und fanden auch zum

guten Gelingen in der Nachbarschaft, im elsässischen Oberlauterburg, einen der wenigen Harfenbauer, Rüdiger Oppermann, der eine völlig neue, den Größenverhältnissen der Fenster-nische im alten Schloß angepasste Konzeption einer Windharfe entwarf. Seit ihrer Einweihung im September 1999 wird sie in den Sommermonaten bis Ende Oktober von den Besuchern des Schlosses bewundert.

#### Anmerkungen

- 1 Knappe Auskünfte finden sich bei Wilhelm Engelbert Oeftering: *Geschichte der Literatur in Baden*. 3. Teil. Karlsruhe 1939, S. 198, und bei Wilhelm Kosch: *Deutsches Literatur-Lexikon* 3. Aufl. 1988, Bd. 11, S. 142. Danach wurde Neter 1875 in Gernsbach geboren, aus jüdischer Familie, war Dr. jur. und lebte in Karlsruhe und Dresden. Seit 1933 galt er als verschollen. Durch Informationen von Manfred Bosch, für die ich danke, konnte Neters Biographie jetzt weitgehend aufgeheilt werden. Er ist 1956 im Exil, in London gestorben. Das Jahr seiner Geburt ist 1978, nicht 1975 wie bei Kosch.
- 2 Walter Neter: *Der Geigenkasten und andere Novellen*. Konstanz (Reuß und Itta) 1917, S. 59–62.
- 3 S. 7.
- 4 S. 79–81. In späteren Artikeln des in Baden-Baden erscheinenden „Badischen Tagblatts“ wurde die Information von Heinrich Berl aufgegriffen, so in den Nummern vom 21. Februar 1862 („... du mein stilles Lichtental“) und vom 20. Oktober 1963 („Schreiben im Diebesturm“), auch in den „Badischen Neuesten Nachrichten“ vom 20. Februar 1961 („Der Dichter, Geisterseher und Arzt in Baden-Baden“).
- 5 Einleitend vermerkt der Autor des Artikels im „Badeblatt“, dass er den Artikel aus einem andern Journal, „Schw. M.“ (Schwäbischer Merkur) übernommen hat.
- 6 Das Folgende nach den einschlägigen Artikeln in: *Rheinisches Conversations-Lexicon* Bd. 1 (1837), S. 195. Ersch-Gruber: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, 2. Section Bd. H-N, zweiter Teil S. 409. Die Musik in Geschichte und Gegenwart Bd. XIV, Sp. 1357–1358.
- 7 Zu nennen ist hauptsächlich Kirchers „Phonurgia nova“ Kempten 1673, in Übersetzung: „Neue Hall- und Thonkunst“. Nördlingen 1684. Vgl.: Stadt Rastatt (Hg.): *Universale Bildung im Barock*. Der Gelehrte Athanasius Kircher. Karlsruhe o. J. S. 70 ff.
- 8 Alexander von Gleichen-Rußwurm: *Geselligkeit, Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1789–1900*. Stuttgart 1910, S. 130. Leslie Stephen (Hg.): *Dictionary of National Biography* Bd. V., London 1886, S. 236–237.
- 9 Zum Beispiel von Friedrich Hugo von Dalberg (1752–1812).

- 10 Gunter Grimm (Hg.): Justinus Kerner. Ausgewählte Werke. Stuttgart 1981 (RUB 3857), S. 550.
- 11 Theobald Kerner (Hg.): Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Stuttgart 1897, Bd. 2, Nr. 674, S. 343.
- 12 Zitiert nach dem Katalog: Kerner, Uhland, Mörike. Ständige Ausstellung des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs Marbach am Neckar, hrsg. v. d. Deutschen Schillergesellschaft Marbach. Stuttgart 1980 (= Marbacher Kataloge Nr. 34), S. 106–197.
- 13 Die Art Justinus Kerners, ernsthafte Beschwörung von Geistern in sarkastischen Scherz umschlagen zu lassen, hat Hermann Bausinger in „Ein bisschen unsterblich. Schwäbische Profile“ o. O. 1996, S. 175–185, vorzüglich beschrieben. Zum Problem dieser Ironie s. auch Gunter Grimm (wie Anm. 10), S. 562.
- 14 Justinus Kerner: Ausgewählte Werke (wie Anm. 10), S. 26. Vgl. auch das Gedicht „Die Äölscharfe in der Ruine“, ebd. S. 25. Eine ausführliche Interpretation des Gedichts bei Alan P. Cottrel: Justinus Kerner. Der Grundton der Natur. In: German Quarterly 39 (1966), S. 173–186. Vgl. den von Gunter Grimm (wie Anm. 10) zitierten Brief Kerners vom 26. November 1812 an Ludwig Uhland: „Im innigsten Umgang mit der Natur kann man allerdings nichts gewinnen als Heraus-tretung aus dem Gefängnis, der Schale des Körpers, die freilich, noch im Leben stehend, nur momentan sein kann, erst durch den Tod vollendet wird, was kann man aber Höheres gewinnen?“
- 15 Die Angaben über den ersten Aufenthalt Kerners in Baden-Baden schwanken. Im Zeitungsartikel des Badischen Tagblatts vom 20. Oktober 1993: „Zwischen 1829 und 1859 ist Kerner oft nach Baden-Baden gekommen“. Nach Heinrich Berl (wie Anm. 4), S. 77 war er zwischen 1843 und 1858 in Baden-Baden zu Gast. Vgl. Karl Pörnbacher (Hg.): Das Leben des Justinus Kerner. Erzählt von ihm und seiner Tochter Marie. München 1967, S. 326.

Anschrift des Autors:  
 Prof. Dr. Walter E. Schäfer  
 Horhaldergasse 17  
 76534 Baden-Baden